Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und

Kunst

Band: 11 (1921)

Heft: 13

Artikel: Klaus Inzuben und seine Tochter [Fortsetzung]

Autor: Huggenberger, Alfred

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-636365

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 29.11.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Nummer 13 - XI. Jahrgang

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst Gebruckt und verlegt von Jules Werder, Buchdruckerei, Bern

Bern, den 2. April 1921

💳 Frühlingsmusik. 💳

Von B. Churow.

Durch dunklen Wald, Durch schwankend Rohr Mit slügelkraft Bricht brausend vor Und wogt und grollt Und stürmt und tollt Und flutet wild Ein Stimmenchor Und als die Wucht Der Bässe schwieg, Ein wunderfrohes Liedlein stieg Aus einer Sinkenkehle. Das schwillt und lockt In junger Lust Und gibt ein Echo Jeder Brust: Die Amsel pfeift,
Der Stieglik singt,
Der Grünspecht paukt
— Sein Wirbel klingt —
Die kleine Hummel
Summt sogar
Ein Melodiechen
Wunderbar.

In blaue höhn
Spinnt eine Lerche
Das Getön
Binauf bis an den him[melsrand
Und trillert selig über Land.

Klaus Inzuben und seine Tochter.

Erzählung von Alfred huggenberger.

II.

Hermine sah dem Bater vom Fenster aus nach, wie er gesteiften Ganges die Dorfstraße hinab und auf das Wirtshaus zum Rebstod zuschritt. Dann stand sie lange nachdenklich da, den Kopf gesenkt, die Hände ineinandersgesaltet. Als aber die Brene hereinkam und ihr alltägsliches Klagelied anzustimmen begann über die schlechte Behandlung, die ihr in diesem Haus zuteil werde, machte sie sich stillschweigend weg und stieg in ihre Kammer hinauf.

Die Märzsonne schien warm in das freundliche Gemach, das seit Kindertagen ihr verschwiegenes Daheim, die heimliche Burg ihrer kleinen Träume und Sorgen gewesen war. Wie sie es jett betrat, siel ihr mit plöhlicher Bestimmtheit der Gedanke an die Trennung aufs Herz. Sie schrak leicht zusammen und wunderte sich darüber, daß nun alles schon klar und fest bei ihr beschlossen war. Sie konnte die zwei mit dunkelbraunen Rahmen eingefaßten Vilder, die die weißgekünchte Rückwand der Kammer belebten, ieht nur mit dem einen Gedanken ansehen: Wenn ich sie mitsnehme, ist's dort seer, wie ausgeraubt...

Hermine trat vor die beiden bescheidenen Kunstwerke hin. Eines davon, einige rote und gelbe Tulpen, deren Stengel von einem blauen Bande zusammengehalten wurden, hatte sie selber vor Jahr und Tag auf der Schulbank mit viel Fleiß und Liebe zustande gebracht. Der alte Lehrer Fenner hatte ihr mit ernsthafter Miene die dünnen Wasserfarben angerieben und sie in der schweren Runst des Binselführens angeleitet. Und Rlaus Inzuben hatte das Blatt am Examentage mit Stolz den andern Mitgliedern der Schulpflege vorgezeigt und es dann ohne weiteres dem Schreiner Manz zum Einrahmen übergeben.

Die andere Zeichnung stellte ein altes Bauernhaus dar mit drei hohen Pappelbäumen daneben. In diesem Saufe, im nahen Dörfchen Steinen, war Berminens Mutter daheim gewesen. Die stille, mudgewertte Frau, von der Rlaus Inzuben, wenn jemand auf seinen Wohlstand zu reden fam, jedesmal sagte, sie habe von allem die Sälfte getan, lag schon seit bald drei Jahren unter dem schweren Grabstein auf dem Friedhofe in Reichenberg. Ihre Tage waren Ar= beit und ihre Nächte waren Sorge gewesen. Denn Rlaus Inzuben hatte den Laubenhof mit einer schweren Schuldenlast übernehmen mussen; das fleine Bermögen, das sie ihm zugebracht, wurde fast davon aufgesogen. Doch er war als Bauer flug und rührig, und da er nun aus dem Bofen heraus war und die Arme frei hatte, kam er rascher, als es mancher für möglich gehalten, empor und zu Ansehen. Die Frau, die zuerst zu seinem eisernen Willen staunend, fast erschroden emporsah, wurde unvermerkt jum gahesten Wert-

5

zeug dieses Willens. Sie hätte es mit den Jahren ein wenig besser haben können, aber sie brachte das nicht fertig. Wenn er ihr hin und wieder zuredete: "Plag' dich nicht härter, als dir gut ist, du siehst ja, es geht!" Dann blidte sie verlegen nebenaus. "Es wird einem halt zur zweiten Natur, das Schaffen." Ihre Augen waren gleichsam stumpf geworden, sie gingen nicht mehr über den grauen Ader des Alltags hinaus. Wie der Pendel einer Uhr, einmal in Sang gesett, nur eine und dieselbe Bewegung machen fann, bis das Werk abgelaufen ist, so ging sie aus und ein in ewiger Geschäftigkeit, bis die Totenfrau ihr die muden welken Finger über der Bruft faltete. Raum zwei Stunden vor ihrem Tode hatte ihr Hermine das Bildchen mit den Pappelbäumen noch einmal vorzeigen muffen. Und die alte Frau hatte es lange betrachtet und sich gewundert, daß sie es so gang hatte vergessen können.

Hermine wandte sich jetzt von den Bilbern ab und machte sich an der am Fußende des Bettes stehenden Kommode zu tun. Sie zog die oberste Schublade heraus und framte, scheindar gedankenlos, in allerlei Dingen herum. Es waren Schushefte und Näharbeiten aus Kindertagen; ein Gedenkalbum mit Sprüchen und eingehefteten Bildchen; das schwarze Seidenband, das sie am Konsirmationstage in den Zöpsen getragen.

Aus allen diesen Dingen wird sich Emil Merk nichts machen, dachte sie. Er wird lächeln, wenn ich sie mitbringe . . .

Sie schloß die Schublade wieder ab, setzte sich auf den neben der Rommode stehenden Stuhl und legte ihre braunen fräftigen Hände auf den blendenweißen gehäkelten Ueberzug hin, eine liebe Feierabend- und Sonntagsarbeit aus ihren ersten frohen Mädchenjahren.

"Das Taubenmoos..." sagte sie ganz kaut vor sich, hin. Sie sah den großen einsamen Sof vor sich, so, wie sie sich ihn nach den Beschreibungen Emil Merks vorstellte, breit und behäbig mitten zwischen ebenen Wiesen und Aeckern an einer geraden Straße liegend. Sie sah sich selber, wie sie mit dem Rüchenmesser in der Hand von dem zu ebener Erde liegenden Hausgang aus nach dem Garten hinüberschritt, um Schnittlauch zu holen. Emil Merk, ihr Mann, saß drinnen in der Stube am gedecken Tisch und sprach mit den Knechten von der Arbeit, die am Nachmittag zu tun war. Wenn sie hereinkam, sah er sich nicht nach ihr um. Es war doch selbstverskändlich, daß sie nun da war. Daß sie das Essen kochte und in Stube und Kammer, wenn es not tat, auch im Stall und Feld, zum Rechten sah.

Ja, ja, eine Frau muß sein auf einem Hofe, das hatte er schon mehrmals betont. Er hatte auch ohne weiteres zugegeben, daß er noch nicht ans Heiraten gedacht hätte, wenn es mit der Mutter nicht allmählich bergab ginge und wenn die Schwester, die Annette, nicht verlobt und also nichts mehr zu rechnen wäre. Natürlich, man kauft ja auch ein neues Pferd zu, wenn an der Deichsel eines zu wenig ist...

Aber war es denn eigentlich nicht etwas Schönes, in ein Haus einzuziehen, wo der Wohlstand daheim war und wo alles seinen rechten Weg ging? Als Herrin, nicht als Magd. Was hatte sie hier Gutes neben der keisenden Schwägerin, die das ganze Jahr jammerte, sie werde versachtet, und die sich daneben recht wohl sein ließ und die geringeren Arbeiten ihr zuschob? Mit dem besten Willen konnte sie zu dieser Frau, die ihr schon als Mädchen zuwider gewesen war, kein Berhältnis gewinnen. Und wenn sie die Brene auch vor dem Vater immer in Schutz nahm, so kat ihr die in offener und versteckter Feindschaft viel zuleid. Wenn Hermine es je einmal unterließ, den Schlüssel zu ihrer Kammer abzuziehen, war die Schwägerin gewiß über ihrem Kasten und über ihren Heimscheiten her. Nicht einmal das Weißzeug, das ihr die Mutter geschenkt und das sie in großen Ehren hiest, war vor ihr sicher.

Es war Hermine schon selber verwunderlich vorgetommen, daß sie sich nicht aus diesem ihr falt fremd gewordenen Hause hinwegsehnte. Denn auch den Bruder verstand sie nicht. Er war launig; es gab Tage, ja Wochen, wo er am Tische und bei der Arbeit kein Wort redete. Der Vater fand es am Plaze, daß Rudolf seine Frau nicht hoch hielt. Aber Hermine meinte immer, da sie ihm doch einmal gut genug gewesen sei, müßte er nun auch nachsichtig gegen sie sein und ihr einen Halt zu geben suchen. Es gab Augenblicke, wo sie die Vrene sief bedauerte.

Unvermerkt nahmen ihre Gedanken wieder eine andere Richtung. Sie dachte an die vier schwulftigen Liebesbriefe, die ihr Altersgenosse Ferdi Behr ihr vor Jahren auf der Post zugeschickt hatte, währenddem er doch fast täglich auf der Straße an ihr vorbeifam oder auf dem Felde neben ihr schaffen mußte. Die Briefe hatte sie nachher wörtlich in einem fleinen Brieffteller wiedergefunden, den Emilie Rnecht "aus Jux", wie sie sagte, am Kilbimarkt in Reichenberg gefauft hatte. Ferdi Behr sprach, wenn er ihr begegnete, nie von etwas anderem, als vom Wetter, von der Kartoffelkrankheit oder vom falschen Mehltau. Und die Marie vom Furrenhof, sowie die Kleinbühl-Frieda, deren Mutter einmal den reichen Gemeindeschreiber Schlumpf beerben durfte, konnten ähnliche Briefe von ihm vorweisen. Aber die hubsche, rundliche Ida Rläui, die er dann zu seiner Zeit heimgeführt, hatte Hermine doch nachher einmal die spitige Bemerkung gemacht, es sei schon manche über ihren Sochmut hinausgefallen.

Dann wieder hatte der flotte Julius Schätti von Steinen eine Zeitlang fast jeden Sonntag sein Kavalleriepferd im "Rebstad" eingestellt. Jedesmal war er, nachdem er eine Zeitlang mit der Hanna und mit dem Aufwartmädchen schön getan und sich genügend Mut angetrunken, noch für eine halbe oder für eine ganze Stunde heraufgekommen, um ihr durch seine Anwesenheit, wie er sich gnädig ausdrücke, eine kleine Sonntagsabwechslung zu bereiten. Keine Ahnung hatte er davon gehabt, wie widerwärtig ihr sein ganzes Tun war, wie das erste und das setzte seiner Worte nach Wein roch. Einmal, da er in besonders guter Geberlaune war, hatte er Hermine beim Fortgehen im Hausgang ohne viel Umstände umarmt und geküßt, wofür sie ihm dann jedoch das Unnötige weiterer Bemühungen deutzlich nahelegte.

Dem Furrenfritz, wenn er zu jener Zeit angeklopft hätte, wäre wohl bessere Bescheid geworden. Mit einem heimelichen Glücksgefühl im Herzen wäre sie ihm an der Türcentgegengetreten. Aber der Fritz war damals nur bis ins Weierhäuslein heraufgekommen. Und das Weierhausscrittli, das jest wie mit erloschenen Augen umherging,



Ludwig Vogel (1788-1879).

Besuch auf der Alp (Berner Oberland). Nach dem Oelgemälde von 1850,

hatte ihr einmal bekannt, der vom Furrenhof müsse nicht glauben, daß sie ihm etwas Gutes wünsche. Ia, wenn er bloß seinen Leuten zulieb von ihr abgelassen hätte. Aber er habe sich nicht einmal die Mühe genommen, ihr das vorzumalen. Nie, auch nicht einen Augenblich, habe er etwas Redliches mit ihr im Sinn gehabt.

Der Bater hatte wohl recht, man durfte sich nicht zu viel ausdenken...

Hermine trat ans Fenster und sah nach der Straße hinab. Blutjunge Burschen fuhren auf Zweirädern vorbei, drei, vier hintereinander, und machten sich wichtig mit Klingeln und Pfeisen. Bauernbuben von Steinen, die vor einem Jahr noch nach Reichenberg zur Kinderlehre gegangen waren. Mädchen, Arm in Arm verschlungen, kamen vom Unterdorf herauf. Etwas vom Fenster zurücktretend, sah ihnen Hermine zu, wie sie lachend und scherzend ihren Beg gingen, um dann außerhalb des Dorfes eine muntere Strophe anzustimmen:

Und wo gehn wir, wo gehn wir am Herrensonntag hin? Die Wiesen sind mit einemal so wunderlich grün! Der Liebegott, der lacht mit dem ganzen Gesicht: Ei, seht ihr meine Mädel mit den Gelbzöpfen nicht!

Hermine hatte das Liedchen früher auch oft mitgelungen. Wie die scherzhafte Weise jeht an ihr Ohr klang, kam sie sich plöglich alt und einsam vor.

Mit der Hanna vom Rebstod hätte sie heute gern noch einmal reden mögen. Es war ihr jetzt, als hätte sie wer

weiß wieviel Rat von der besonnenen Altersgenossin empfangen können. Doch die Sanna war ja heut mit ihrem Sochzeiter nach Fehrenberg hinüber auf Berwandtenbesuch gefahren.

Hermine ging nun hinab und trat in den mit einem braunen Lattenzaun umfriedeten Garten hinaus, wo schon Krokus und rote Schlüsselblumen blühten. Der kleine Ruebeli, das ältere von ihres Bruders zwei Kindern, kam auf dem schwalen Kiesweg um die Hausecke herumgetrippelt und sagte, indem er sich zu den Blumen niederbückte und sie mit den Fingerchen betupfte: "Bünneli son!" Hermine pflückte ein Sträußchen, nahm den Knaben auf den Arm und ergötzte sich daran, wie er die Blumen mit den Patschhändchen felthielt.

"Bümeli sön, gäll?" sagte er und blidte sie mit glüd= lichen Kinderaugen an.

Da schoß die Brene wie ein Drache aus dem Haus. Sie nahm Hermine das Kind unsanft weg, entriß ihm das Sträußchen und warf es über den Zaun hinweg auf die Straße.

"Natürlich! Das gehört sich, daß man den Kindern das Blumenabreißen selber vormacht! Wie wenn man dazu nicht wüßte, daß sie alles turz und klein in den Mund steden, was man ihnen gibt!" geiserte die ewig Unversöhnsiche. Ruedeli sah sich über der Mutter Schulter hinweg fremd nach Hermine um und salke in feindlichem Tone: "Tante nit bav!" — (Fortsetung folgt.)